

STEVEN ERIKSON

Der Krieg der Schwestern

Buch

Tavore, die Mandata von Imperatrix Laseen, ist in Aren, der letzten von den Malazanern beherrschten Festung im Reich der Sieben Städte, gelandet, um sich nun mit einer hoffnungslos unterlegenen kleinen Armee den Horden des Wirbelwinds und seiner Seherin Sha'ik entgegenzustellen. Doch Sha'ik hat in ihrer Oase im Herzen der Raraku ganz andere Probleme: Zum einen sind da ihre miteinander rivalisierenden Unteranführer, zum anderen verursacht ihr die Aussicht auf die Konfrontation mit ihrer Schwester, der Mandata, im wahrsten Sinne des Wortes Albträume. Doch keine der beiden im großen Spiel der Mächte auf unterschiedlichen Seiten stehenden Schwestern ahnt etwas von jenen Geschehnissen, die bereits vor einigen Jahren jenseits des Meeres, auf den sturmzerzausten Höhen des Laederon-Plateaus begonnen haben – und die jetzt von entscheidender Bedeutung im Ringen um die Macht sein werden ...

Autor

Steven Erikson, in Kanada geboren, lebte viele Jahre in der Nähe von London, ehe er kürzlich in seine Heimat nach Winnipeg zurückkehrte. Der Anthropologe und Archäologe legte 1999 nach einer sechsjährigen akribischen Vorbereitungsphase seinen weltweit beachteten Debütroman »Die Gärten des Mondes« vor.

Steven Erikson

Der Krieg
der Schwestern

Das Spiel der Götter 6

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Tim Straetmann

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»House of Chains. A Tale of the Malazan Book of the Fallen.«
(Books 1 & 2)
bei Bantam Press London.

3. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2004
bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
Copyright © by Steven Erikson 2002
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004
by Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagillustration: Agt. Luserke/Strommen
Redaktion: Sigrun Zühlke
UH · Herstellung: Peter Papenbrok
Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

eISBN 978-3-641-08978-8

www.blanvalet.de

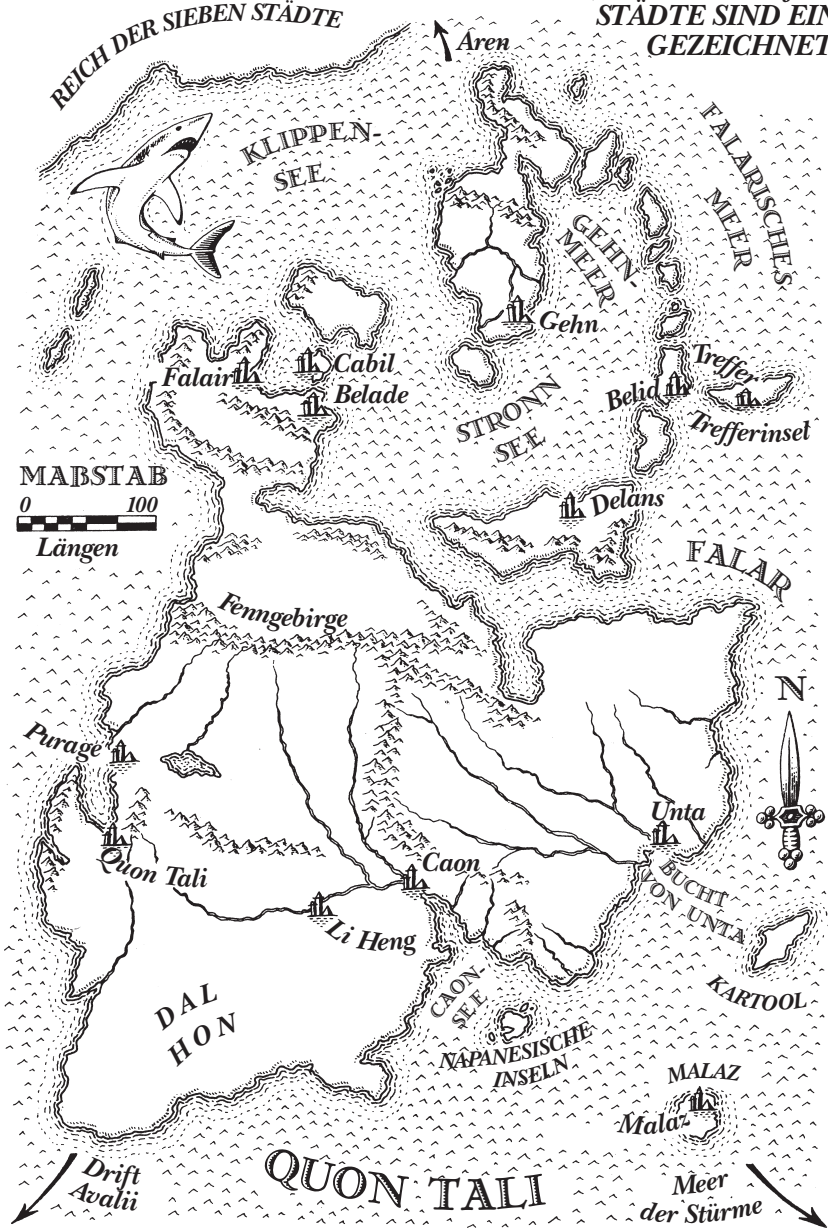
*Für Mark Paxton MacRae, für den KO-Schlag.
Dies alles ist für dich, mein Freund.*

Danksagung

Der Autor möchte seinem Kader von Lesern danken: Chris Porozny, Richard Jones, David Keck und Mark Paxton MacRae. Und wie immer Clare und Bowen. Simon Taylor und der Mannschaft bei Transworld. Und dem fantastischen (und geduldigen) Team von Tony's Bar Italia: Erica, Steve, Jesse, Dan, Ron, Orville, Rhimpy, Rhea, Cam, James, Dom, Konrad, Darren, Rusty, Phil, Todd, Marnie, Chris, Leah, Ada, Kevin, Jake, Jamie, Graeme und Dom. Ein Dankeschön auch an Darren Nash (denn der Schaum steigt immer) und Peter Crowther.

KERNLAND DES MALAZANISCHEN IMPERIUMS

(NUR DIE GROßEN STÄDTE SIND EIN-GEZEICHNET)



NORDWEST-GENABACKIS

circa 1160

(NACH DER MALAZANISCHEN EROBERUNG)



A



MAßSTAB



Längen



MASSTAB



Längen

Dünen

OASE PAN'ARAK

(DAS HERZ DER RARAKU)

ALTE UFERLINIE

N



Alte (westliche) Küstenstraße

- 1 Sha'iks Hügel
- 2 Westliches Lager der Hundeschfächter
- 3 Mittleres Lager der Hundeschfächter
- 4 Östliches Lager der Hundeschfächter

Dünen

VERSTÄRKTER WALD

HAIN

Die RINNE
"DER SENKE"

Lager der Hundeschfächter

Dünen

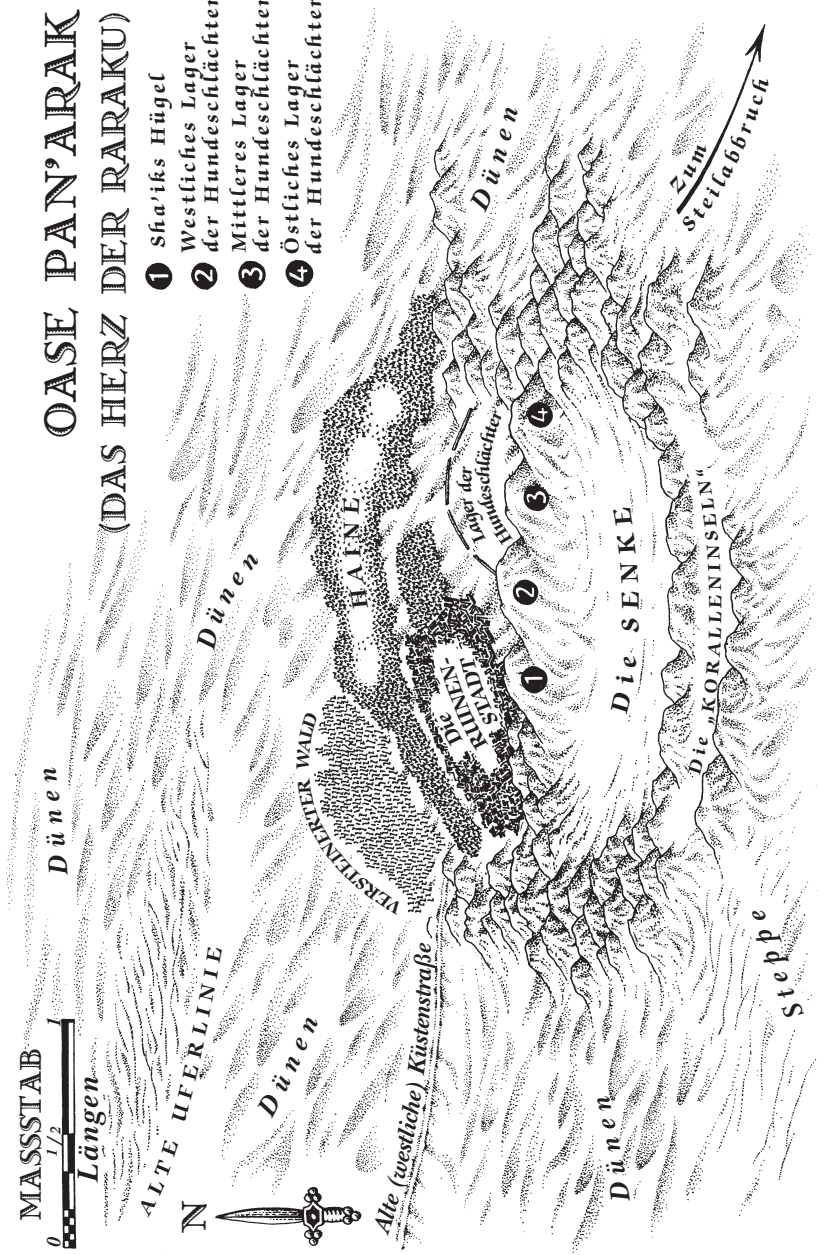
Die SENKE

Dünen

Die "KORALLENINSELN"

Steppe

Zum Steifabruch



Prolog

*Am Rande des Entstehenden, am 943sten Tag der Suche
Im Jahre 1159 von Brands Schlaf*

Grau, aufgedunsen und narbenübersät lagen die Leichen entlang des salzverkrusteten Ufers, so weit das Auge reichte. Das verwesende Fleisch – wie Treibholz vom ansteigenden Wasser aufgestürmt, das an den Rändern wogte, sich hob und senkte – wimmelte von schwarz gepanzerten, zehnbeinigen Krabben. Die münzgroßen Kreaturen hatten gerade erst begonnen, sich über das mehr als reichhaltige Festmahl herzumachen, welches das Zerbrechen des Gewirrs vor ihnen ausgebreitet hatte.

Das Meer spiegelte den Farbton des tief hängenden Himmels. Trübes, fleckiges Zinngrau oben und unten, nur unterbrochen vom dunkleren Grau des Schlicks und den schmierigen Ockertönen der dreißig Ruderschläge entfernt gelegenen, kaum sichtbaren Obergeschosse der Häuser einer überschwemmten Stadt. Die Stürme waren weitergezogen, die Wasser hatten sich inmitten der Trümmer einer ertrunkenen Welt beruhigt.

Klein und untersetzt waren ihre Einwohner gewesen. Mit breiten, flächigen Gesichtszügen und langen blonden Haaren, die sie offen getragen hatten. Ihre Welt war kalt gewesen, das ließ sich aus ihrer dick wattierten Kleidung schließen. Aber mit dem Zerbrechen des Gewirrs hatte sich alles grundlegend geändert. Die Luft war schwül und feucht und roch jetzt faulig, nach Verfall und Verwesung.

Das Meer war einst – in einer anderen Sphäre – ein Fluss gewesen, eine gewaltige, breite, sich wahrscheinlich über Kontinente erstreckende Arterie aus frischem Wasser, schwer mit dem Schlamm einer

Ebene beladen, die dunklen Tiefen das Heim großer Welse und wagenradgroßer Spinnen, die Untiefen von Krabben und Fleisch fres-senden, wurzellosen Pflanzen wimmelnd. Wie ein Sturzbach hatte sich der Fluss in diese weite, flache Landschaft ergossen. Tage, Wo-chen, Monate.

Stürme, die durch den lebhaften Zusammenprall tropischer Luft-strömungen mit dem hier herrschenden, gemäßigten Klima entstan-den waren, hatten die Flut mit heulenden Winden vorangetrieben, und noch vor den unaufhaltsam steigenden Wassermassen kamen tödliche Seuchen und rafften diejenigen hinweg, die bis dahin noch nicht ertrunken waren.

Irgendwie hatte der Riss sich irgendwann in der vergangenen Nacht wieder geschlossen. Der Fluss aus einer anderen Sphäre war in sein ursprüngliches Bett zurückgekehrt.

Das Ufer vor ihm verdiente diese Bezeichnung eigentlich nicht, doch Trull Sengar fiel kein anderes Wort ein, als er daran entlangge-zerrt wurde. Der Strand bestand nur aus Schlick und Schlamm, der vor einer riesigen Mauer aufgehäuft war, die sich von Horizont zu Horizont zu erstrecken schien. Die Mauer hatte der Flut widerstan-den, auch wenn jetzt an der anderen Seite Wasser hinunterlief.

Leichen zu Trulls Linken, ein jäher Absturz von sieben, vielleicht auch acht Mannslängen zu seiner Rechten, die Krone der Mauer selbst etwas weniger als dreißig Schritt breit; dass sie ein ganzes Meer zu-rückhielt, gemahnte an Zauberei. Die breiten, flachen Steine unter seinen Füßen waren schlammverschmiert, doch sie trockneten bereits in der Hitze; bräunliche Insekten tanzten auf ihrer Oberfläche und sprangen davon, wenn Trull Sengar und seine Häscher herankamen.

Trull hatte immer noch Schwierigkeiten mit dieser Bezeichnung. Seine *Häscher*. Ein Wort, mit dem er kämpfte. Schließlich waren sie seine Brüder. Seine Verwandten. Gesichter, die er sein ganzes Leben lang gekannt hatte, Gesichter, die er hatte lächeln und lachen sehen, Gesichter, in denen er – manchmal – seinen eigenen Kummer wie in einem Spiegel gesehen hatte. Er hatte immer an ihrer Seite gestanden,

hatte alles miterlebt – die ruhmreichen Triumphe ebenso wie die see-
lenzerreißenden Verluste.

Häscher:

Jetzt gab es kein Lächeln. Kein Lachen. Die Gesichter derjenigen,
die ihn hielten, waren kalt und starr.

So weit ist es mit uns gekommen.

Der Marsch endete. Hände stießen Trull Sengar zu Boden, ohne
auf seine blauen Flecken zu achten, auf die Schnittwunden und Ab-
schürfungen, aus denen immer noch Blut troff. Aus einem unbekann-
ten Grund waren von den Bewohnern dieser Welt schwere eiserne
Ringe in die Mauerkrone eingelassen und fest im Herzen der gewalti-
gen Steinblöcke verankert worden. Die Ringe zogen sich in gleichmä-
ßigen Abständen – etwa alle fünfzehn Schritt – über die gesamte Län-
ge der Mauer, so weit Trull sehen konnte.

Jetzt bekamen diese Ringe eine neue Aufgabe.

Ketten wurden um Trull Sengar geschlungen, Hand- und Fuß-
schellen um seine Handgelenke und Knöchel gelegt und festgehäm-
mert. Ein beschlagener Gurt wurde schmerzhaft eng um seine Taille
gezurrt, die Ketten wurden durch eiserne Schlaufen geführt und
dann straff angezogen, um ihn neben einem eisernen Ring festzubin-
den. Ein mit Scharnieren versehener, aufklappbarer Spanner wurde an
seinem Kiefer befestigt, sein Mund gewaltsam geöffnet, die Platte hi-
neingeschoben und über seiner Zunge arretiert.

Dann folgte das Scheren. Ein Dolch beschrieb einen Kreis auf sei-
ner Stirn, gefolgt von einem groben Schnitt, um den Kreis zu bre-
chen. Die Messerspitze drang dabei so tief ein, dass sie seinen Kno-
chen ankratzte. Asche wurde in seine Wunden gerieben. Sein langer
Zopf wurde mit groben Schnitten, die aus seinem Nacken eine bluti-
ge Masse machten, abgesäubert. Dann wurde eine dickflüssige, wider-
liche Salbe in die ihm noch verbliebenen Haare geschmiert und in sei-
ne Kopfhaut einmassiert. Binnen weniger Stunden würden ihm auch
die restlichen Haare noch ausfallen, und er würde für immer kahl
bleiben.

Das Scheren war etwas Absolutes, ein unwiderruflicher Akt der Trennung. Er war jetzt ein Ausgestoßener. Für seine Brüder hatte er aufgehört zu existieren. Er würde nicht betrauert werden. Seine Taten würden genau wie sein Name aus der Erinnerung getilgt werden. Seine Mutter und sein Vater würden einfach ein Kind weniger zur Welt gebracht haben. Bei seinem Volk war dies die grässlichste aller Strafen – weit schlimmer als eine Hinrichtung.

Doch Trull Sengar hatte kein Verbrechen begangen.

So weit ist es nun also mit uns gekommen.

Sie standen über ihm, begriffen vielleicht erst jetzt, was sie getan hatten.

Eine vertraute Stimme brach das Schweigen. »Wir werden jetzt von ihm sprechen, und wenn wir diesen Ort verlassen, wird er aufgehört haben, unser Bruder zu sein.«

»Wir werden jetzt von ihm sprechen«, intonierten die anderen, und dann fügte einer von ihnen hinzu: »Er hat dich verraten.«

Die erste Stimme war kühl. Der Sprecher ließ sich nichts von seiner hämischen Freude anmerken, die er, wie Trull Sengar wusste, wohl empfand. »Du sagst, er hat mich verraten.«

»Das hat er, Bruder.«

»Welchen Beweis hast du dafür?«

»Seine eigenen Worte.«

»Bist nur du es, der behauptet, solch Worte des Verrats gehört zu haben?«

»Nein, auch ich habe es gehört, Bruder.«

»Und ich.«

»Und was hat unser Bruder zu euch gesagt?«

»Er hat gesagt, dass du dich von uns abgewandt hast.«

»Dass du nun einem verborgenen Herrn dienst.«

»Dass dein Ehrgeiz uns allen den Tod bringen wird –«

»Unserem ganzen Volk.«

»Dann hat er also gegen mich gesprochen.«

»Das hat er.«

»Mit seinen eigenen Worten hat er mich angeklagt, unser Volk zu verraten.«

»Das hat er.«

»Und – habe ich das getan? Lasst uns über diese Vorwürfe nachdenken. Die Südlande stehen in Flammen. Die Armeen der Feinde sind geflohen. Die Feinde knien jetzt vor uns und betteln darum, unsere Sklaven werden zu dürfen. Aus dem Nichts wurde ein Reich geschmiedet. Und unsere Macht wächst weiter. Aber ... um noch stärker zu werden, was müsst ihr, meine Brüder, da tun?«

»Wir müssen suchen.«

»Ja. Und wenn ihr findet, was gesucht werden muss?«

»Müssen wir es übergeben. Dir übergeben, Bruder.«

»Begrift ihr, wie wichtig das ist?«

»Ja, das begreifen wir.«

»Könnt ihr das Opfer ermessen, das ich bringe – für euch, für unser Volk, für unsere Zukunft?«

»Ja, das können wir.«

»Doch – sogar als ihr gesucht habt, hat dieser Mann, euer ehemaliger Bruder, gegen mich gesprochen.«

»Das hat er.«

»Schlimmer noch, er hat mit seinen Worten die neuen Feinde verteidigt, auf die wir gestoßen waren.«

»Das hat er. Er hat sie die Reinen Verwandten genannt und gesagt, dass wir sie nicht töten sollten.«

»Und ... wenn sie tatsächlich die Reinen Verwandten gewesen wären, dann ...«

»Wären sie nicht so leicht gestorben.«

»Also?«

»Er hat dich verraten, Bruder.«

»Er hat uns alle verraten.«

Es wurde still. *Oh, jetzt möchtest du sie alle an deinem Verbrechen teilhaben lassen. Und sie zögern.*

»Er hat uns alle verraten – das hat er doch, Brüder?«

»Ja.« Das Wort kam rau, leise und undeutlich – ein Chor aus Unsicherheit und Zweifel.

Längere Zeit sprach niemand ein Wort. Dann, wild, mit kaum gezügelter Wut: »Also, *Brüder*. Sollten wir auf diese Gefahr denn nicht Acht geben? Auf diesen bedrohlichen Verrat, dieses Gift, diese Seuche, die unsere Familie auseinander reißen will? Wird sie sich ausbreiten? Werden wir noch einmal hierher kommen? Wir müssen Acht geben, Brüder. Auf uns selbst. Aufeinander. Nun haben wir von ihm gesprochen. Und nun ist er fort.«

»Er ist fort.«

»Er hat niemals existiert.«

»Er hat niemals existiert.«

»Dann lasst uns diesen Ort verlassen.«

»Ja, lasst uns gehen.«

Trull Sengar lauschte, bis er das Knirschen ihrer Stiefelsohlen auf den Steinen nicht mehr hören, die Erschütterungen ihrer Schritte allmählich nicht mehr spüren konnte. Er war allein, unfähig, sich zu bewegen, und konnte nur den schlammverschmierten Stein unter dem Eisenring sehen.

Das Meer ließ die Leichen immer wieder raschelnd ans Ufer treiben. Krabben flitzten hin und her. Wasser sickerte weiter durch den Mörtel, flüsterte dem zyklischen Wall mit der Stimme murmelnder Geister etwas zu, und strömte auf der anderen Seite hinunter.

In seinem Volk herrschte seit langem die Überzeugung – vielleicht die einzig echte Überzeugung –, dass die Natur nur einen einzigen, ewig währenden Kampf focht. Gegen einen einzigen Feind. Und dass dies zu verstehen bedeutete, die Welt zu verstehen. Jede Welt.

Die Natur hat nur einen einzigen Feind.

Und der heißt Ungleichgewicht.

Die Mauer hielt das Meer zurück.

Und dieser Satz hat zwei Bedeutungen. Könnt ihr das nicht erkennen, meine Brüder? Zwei Bedeutungen. Die Mauer hält das Meer zurück.

Für den Augenblick.

Dies war eine Flut, die man nicht leugnen konnte. Die Sintflut hatte gerade erst begonnen – das war etwas, was seine Brüder nicht verstehen konnten, was sie vielleicht niemals verstehen würden.

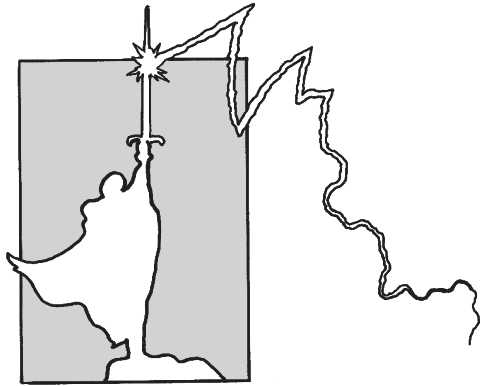
Zu ertrinken war etwas Alltägliches bei seinem Volk. Es fürchtete sich nicht vor dem Ertrinken. Und so würde Trull Sengar ertrinken. Bald.

Und er vermutete, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis sein ganzes Volk es ihm gleichtäte.

Sein Bruder hatte das Gleichgewicht zerschmettert.

Und die Natur wird das nicht hinnehmen.

Buch Eins



Gesichter
im Fels

Je langsamer ein Fluss ist, desto röter strömt er dahin.

Sprichwort der Nathii

Kapitel Eins

Kinder aus einem dunklen Haus
wählen schattige Pfade.

Volkstümliches Nathii-Sprichwort

Der Hund hatte eine Frau, einen alten Mann und ein Kind angefallen, bevor die Krieger ihn in eine verlassene Darre am Rande des Dorfs trieben. Niemals zuvor hatte das Tier Anlass zu Zweifeln an seiner Loyalität gegeben. Es hatte die Lande der Uryd mit grimmigem Eifer bewacht, eins mit seinen Verwandten in ihren harten, aber gerechten Pflichten. Es hatte keinerlei Wunden am Körper, die hätten eitern und so dem Geist des Wahnsinns Zugang zu seinen Adern erlauben können. Auch war der Hund nicht von der schäumenden Krankheit befallen, seine Stellung in der zum Dorf gehörenden Meute nicht herausgefordert worden. Tatsächlich schien es nichts, überhaupt nichts zu geben, das als Ursache seiner plötzlichen Wandlung in Frage gekommen wäre.

Die Krieger hefteten das Tier mit ihren Speeren an die gerundete Rückwand der Darre und stachen auf das um sich schnappende, jaulende Biest ein, bis es tot war. Als sie ihre Speere zurückzogen, sahen sie, dass die Schäfte zerbissen und mit Blut und Sabber verschmiert waren; sie sahen Zahnabdrücke im beschädigten Eisen.

Sie wussten, dass Wahnsinn im Verborgenen bleiben, dass er tief unter der Oberfläche hausen konnte wie ein schleichender Beigeschmack, der Blut in etwas Bitteres verwandelte. Die Schamanen untersuchten die drei Opfer; zwei waren bereits an ihren Wunden gestorben, doch das Kind klammerte sich ans Leben.

In einer feierlichen Prozession wurde der Junge von seinem Vater zu den Gesichtern im Fels getragen, wurde auf der Lichtung vor den Sieben Göttern der Teblor niedergelegt und dort zurückgelassen.

Er starb kurze Zeit später. Allein mit seinen Schmerzen, im Angesicht der harten, in die Klippe gemeißelten Gesichter.

Dieses Schicksal kam nicht überraschend. Schließlich war das Kind zu jung gewesen, um beten zu können.

All dies war natürlich schon vor Jahrhunderten geschehen.

Lange bevor die Sieben Götter die Augen öffneten.

*Das Jahr Urugals, des Gewobenen
Im Jahre 1159 von Brands Schlaf*

Es waren ruhmreiche Geschichten. Von brennenden Bauernhöfen, von Kindern, die unzählige Meilen hinter den Pferden hergeschleift wurden. Die Trophäen jenes Tages, der nun schon so lange zurücklag, befanden sich im Langhaus seines Großvaters und bedeckten dort die niedrigen Wände. Verkohlte Schädeldecken, zerbrechlich aussehende Kieferknochen. Fetzen von merkwürdigen Kleidern aus irgendeinem unbekanntem Material, zerrissen und rauchgeschwärzt. Kleine Ohren, die an jeden Pfosten genagelt waren, der sich zum strohgedeckten Dach hinaufreckte.

Beweise dafür, dass es den Silbersee wirklich gab, dass er tatsächlich existierte, jenseits der waldbestandenen Berge, unterhalb verborgener Pässe, eine Woche – oder vielleicht auch zwei – von den Landen des Uryd-Clans entfernt. Selbst der Weg dorthin war gefährlich, denn er führte durch Gebiete, die von den Clans der Sunyd und der Rathyd gehalten wurden, eine Reise, die für sich betrachtet schon wert war, zur Legende zu werden. Sich lautlos und ungesehen durch feindliche Lager zu bewegen, Herdsteine zu verrücken, um den Feinden die schlimmste aller Beleidigungen zuzufügen, den Jägern und Spurensuchern Tag und Nacht zu entgehen, bis die Grenzlande erreicht und

schließlich durchquert waren – und dahinter dann ein unbekanntes Land und unvorstellbare Reichtümer.

Karsa Orlong lebte in den Geschichten seines Großvaters, sog sie ein wie die Atemluft. Sie standen wie eine Legion, trotzig und wild, vor dem farblosen, leeren Vermächtnis von Synyg – Pahlks Sohn und Karsas Vater. Synyg, der sein Leben lang nichts getan hatte, als einfach nur in seinem Tal Pferde zu züchten, und der kein einziges Mal in feindliche Lande gezogen war. Synyg, der die größte Schande seines Vaters und auch seines Sohnes war.

Gewiss, Synyg hatte mehr als einmal seine Pferde gegen Plünderer aus anderen Clans verteidigt, und er hatte sie gut verteidigt, mit rühmlicher Wildheit und bewundernswertem Können. Aber etwas anderes war von denen, in deren Adern das Blut der Uryd floss, auch nicht zu erwarten. Urugal der Gewobene war das Gesicht im Fels, das ihrem Clan zugeordnet war, und Urugal zählte zu den wildesten der sieben Götter. Die anderen Clans hatten allen Grund, die Uryd zu fürchten.

Zweifellos hatte Synyg auch seinen einzigen Sohn meisterhaft in den Kampftänzen unterrichtet. Karsas Fertigkeiten im Umgang mit der Klinge aus Blutholz waren weit größer, als sein Alter hätte vermuten lassen. Er zählte zu den besten Kriegern des Clans. Während die Uryd den Gebrauch des Bogens verachteten, konnten sie hervorragend mit Speer und Atlatl umgehen, mit der gezackten Wurfscheibe und dem Schwarzen Seil, und Synyg hatte seinem Sohn auch im Umgang mit diesen Waffen zu einer beeindruckenden Geschicklichkeit verholfen.

Allerdings war diese Art von Ausbildung genau das, was von jedem Vater im Uryd-Clan erwartet wurde. Daher waren all diese Dinge für Karsa kein Grund, stolz auf seinen Vater zu sein. Die Kampftänze waren schließlich nichts anderes als Vorbereitungen. Ruhm war in all dem zu finden, was darauf folgte – in den Kämpfen, den Raubzügen, der bössartigen Fortführung von Fehden.

Karsa würde nicht tun, was sein Vater getan hatte. Er würde



Steven Erikson

Das Spiel der Götter (6)

Der Krieg der Schwestern

eBook

ISBN: 978-3-641-08978-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Mai 2012

Die erbittert um die Macht ringenden Schwestern Tavore und Sha'ik bereiten sich mit ihrem Gefolge auf eine kriegerische Konfrontation vor. Beide ahnen nicht, dass weit entfernt ein Geschehen seinen Anfang genommen hat, dass dem Spiel der Mächte eine völlig neue Wendung geben wird ...